13. Ein Sankt-Rochusfest.

Sankt Rochus war aus Montpellier gebürtig, und hieß sein Vater Johann, die Mutter aber Libera; dieser Johann hatte nicht nur Montpellier, sondern auch noch andere Orte unter seiner Gewalt, war aber ein frommer Mann und lange Zeit ohne Kindersegen, bis er seinen Rochus von der heiligen Maria erbeten. Das Kind brachte ein rotes Kreuz auf der Brust mit auf die Welt. Wenn seine Eltern fasteten, mußte auch Rochus fasten, und gab ihm seine Mutter an solchem Tage nur einmal ihre Brust zu trinken. Im fünften Jahre seines Alters fing er an, sehr wenig zu essen und zu trinken. Im zwölften legte er allen Überfluß und Eitelkeit ab und wendete sein Taschengeld an die Armen, denen er sonderlich viel Gutes that. Er bezeigte sich auch fleißig im Studieren und erlangte bald großen Ruhm durch seine Geschicklichkeit, wie ihn dann auch noch sein Herr Vater auf seinem Totenbette durch eine bewegliche Rede, so er an ihn hielt, zu allem Guten vermahnete.

Er war noch nicht zwanzig Jahre alt, als seine Eltern starben, da er dann all sein ererbtes Vermögen unter die Armen austeilte, das Regiment über das Land niederlegte, nach Italien reisete und zu einem Hospitale kam, darinnen viele ansteckende Kranke lagen, denen er aufwarten wollte. Ob man den fürnehmen jungen Herren gleich nicht alsobald hineinließ, sondern ihm die Gefahr vorstellete, so hielt er doch ferner an, und als man ihn zu denen Kranken ließ, machte er sie alle

durch Berührung mit seiner rechten Hand und Bezeichnung mit dem heiligen Kreuze gesund. Sodann begab er sich nach Rom, befreiete auch allda nebst vielen anderen einen Kardinal von der Pest und hielt sich an die drei Jahre bei demselbigen auf. Als er aber selbst endlich von dem schrecklichen Übel befallen wurde und man ihn in das Pesthaus zu den anderen brachte, wo er wegen grausamer Schmerzen manchmal entsetzlich schreien mußte, ging er aus dem Hospitale. Er setzte sich außen vor die Thüre hin, damit er den anderen durch sein Geschrei nicht beschwerlich fiele. Als die Vorbeigehenden solches sahen, vermeineten sie, es wäre aus Unachtsamkeit der Pestwärter geschehen. Da sie aber hernach das Gegenteil vernahmen, hielt ihn jedermann für thöricht und unsinnig, und so trieben sie ihn zur Stadt hinaus, da er denn unter Gottes Geleit durch Hilfe seines Stabes allgemach in den nächsten Wald fortkroch. Als ihn aber der große Schmerz nicht weiter fortkommen ließ, legte er sich unter einen Ahornbaum und ruhete daselbst ein wenig, da denn neben ihm ein Brunnen entsprang, woraus er sich erquickete. Nun lag nicht weit davon ein Landgut, wohin sich viele Fürnehme aus der Stadt geflüchtet, darunter einer Namens Gotthardus, welcher viele Knechte und Jagdhunde bei sich hatte. Da ereignete sich aber der sonderbare Umstand, daß ein sonst sehr wohlgezogener Hund ein Brot vom Tische wegschnappt und davonläuft. Obgleich abgestraft mit der Peitsche ersieht er seinen Vorteil den zweiten Tag wieder und entflieht glücklich mit der Beute. Da argwöhnt der Graf irgend ein Geheimnis und folgt mit den Dienern. Dort finden sie denn unter dem Baum den sterbenden frommen Pilger, der sie ersuchet sich zu entfernen, ihn zu verlassen, damit sie nicht vom gleichen Übel befallen würden. Gotthardus aber nahm sich für, den Kranken nicht von sich zu lassen, ehe er gesund, und versorgete ihn zum besten.

Als nun Rochus wieder ein wenig zu Kräften kam, begab er sich vollends nach Florenz, heilte daselbst viele von der Pest und wurde selbst durch eine Stimme vom Himmel völlig wiederhergestellt. Er beredete auch Gotthardus dahin, daß dieser sich entschloß, mit ihm seine Wohnung in dem Walde aufzuschlagen und Gott ohne Unterlaß zu dienen, welches auch Gotthardus versprach, wenn er nur bei ihm bleiben

wollte. Da hielten sie sich denn eine geraume Zeit mit einander in einer alten Hütte auf. Nachdem endlich Rochus den Gotthardus zu solchem Eremitenleben genugsam eingeweihet, machte er sich abermals auf den Weg und kam nach einer beschwerlichen Reise glücklich wieder nach Hause und zwar in seine Stadt, die ihm ehemals zugehört und die er seinem Vetter geschenkt hatte. Allda nun wurde er, weil es Kriegeszeit war, für einen Kundschafter gehalten und vor den Landesherrn geführet, der ihn wegen der großen Veränderung und armseligen Kleidung nicht mehr kennete, sondern in ein hart Gefängnis setzen ließ. Er aber dankte seinem Gott, daß er ihn allerlei Unglück erfahren ließ und brachte fünf ganze Jahre im Kerker zu; wollte es auch nicht einmal annehmen, wenn man ihm was Gekochtes zu essen brachte, sondern kreuzigte noch dazu seinen Leib mit Fasten und Wachen. Als er merkte, daß sein Ende nahe sei, bat er die Diener des Kerkermeisters, daß sie ihm einen Priester holen möchten. Nun war es aber eine sehr finstere Gruft, wo er lag. Als der Priester kam, wurde es hell, darüber dieser sich höchlich verwunderte, auch, sobald er Rochus ansahe, etwas Göttliches an ihm erblickte und vor Schrecken halbtot zur Erde fiel, auch sich sogleich zum Landesherrn begab, ihm anzeigete, was er erfahren und sagte, wie Gott sehr beleidigt worden wäre, indem man den frömmsten Menschen so lange Zeit in einem so beschwerlichen Gefängnis aufgehalten. Als dieses in der Stadt bekannt worden, lief jedermann häufig nach dem Turme. St. Rochus aber wurde von einer Schwachheit befallen und gab seinen Geist auf. Jedermann aber sahe durch die Spalten der Thüre einen hellen Glanz hervordringen. Man fand auch bei Eröffnung den Heiligen tot und ausgestreckt auf der Erde liegen und bei seinem Haupt und den Füßen Lampen brennen; darauf man ihn auf des Landesherrn Befehl mit großem Gepränge in der Kirche begrub. Er wurde auch noch an dem roten Kreuz, so er auf der Brust mit auf die Welt gebracht hatte, erkannt, und war groß Heulen und Lamentieren darüber entstanden. Solches geschah im Jahre 1327 den 16. August; und ist ihm auch nach der Zeit zu Venedig, allwo nunmehro sein Leib verwahret wird, eine Kirche zu Ehren gebauet worden.

Als nun im Jahre 1414 zu Konstanz ein Konzilium gehalten wurde und die Pest allda entstand, auch nirgends Hilfe vorhanden war, ließ die Pest alsobald nach, sobald man diesen Heiligen anrief und ihm zu Ehren Prozessionen anstellete. Bei Bingen wurde ihm die Rochuskapelle im Jahre 1666 zum Andenken an das Aufhören einer furchtbar wütenden Pest erbaut; sie wurde ein Wallfahrtsort. Aber zu großer Betrübnis der Gegend war dieses Gotteshaus während der Freiheitskriege verwüstet worden, wenn auch nicht aus Willkür und Mutwillen, so doch, weil hier ein Posten die ganze Gegend überschauen und einen Teil derselben beherrschen konnte. So war das Gebäude denn aller gottesdienstlichen Erfordernisse, ja aller Zierden beraubet, durch Bivouaks angeschmaucht und verunreinigt, ja durch Pferdestallung geschändet worden.

Deswegen aber war der Glaube an den Heiligen nicht gesunken, welcher auf Gelübde hört und Pest und ansteckende Krankheiten abwendet. Freilich war an Wallfahrten hierher nicht zu denken gewesen, denn vorsichtig und argwöhnisch verbot der Feind alle frommen Auf- und Umzüge als gefährliche Zusammenkünfte. Beförderten sie doch Gemeinsinn und begünstigten Verschwörungen. Von 1789 bis 1813 konnte daher kein Fest bei der St. Rochuskapelle gefeiert werden. Doch wurden benachbarte Gläubige, welche von dem Vorteile örtlicher Wallfahrt sich überzeugt fühlten, durch große Not gedrängt, das Äußerste zu versuchen. Hiervon erzählen die Rüdesheimer folgendes merkwürdige Beispiel. In tiefer Winternacht erblickten sie einen Fackelzug, der sich ganz unerwartet von Bingen aus den Hügel hinauf bewegte, endlich um die Kapelle versammelte und dort, wie man vermuten mußte, seine Andacht verrichtete. Inwiefern die damaligen französischen Behörden dem Drange dieser Gelobenden nachgesehen, da man sich ohne Vergünstigung dergleichen wohl kaum unterfangen hätte, ist niemals bekannt geworden, sondern das Geschehene blieb in tiefster Stille begraben. Alle Rüdesheimer jedoch, die ans Ufer laufend von diesem Schauspiele Zeugen waren, versicherten, seltsamer und schauderhafter in ihrem Leben nichts gesehen zu haben. Am 16. August 1814 sah man an einer Seite der Kapelle des heiligen Rochus noch Rüststangen. Doch wurde die Kapelle

des heiligen Rochus gerade damals vom Kriegsverderben wieder hergestellt. Mit allem für die Andacht der Wallfahrer Nötigen ward die Kirche versehen. Ein italienischer Gipsgießer schwenkte schon einen Tag vor dem Feste und in etwas weiterer Entfernung sein wohlbeladenes Brett gar kühnlich im Gleichgewichte. Die darauf schwebenden Figuren waren nicht etwa, wie man sie in Norddeutschland wohl antrifft, farblose Götter- und Helden-Bilder, sondern der frohen Gegend gemäß bunt angemalte Heilige. Die Mutter Gottes thronte über allen. Aus den vierzehn Nothelfern waren die vorzüglichsten auserlesen. Der heilige Rochus in schwarzer Pilgerkleidung stand voran, neben ihm sein brottragendes Hündlein. Die ganze umliegende Gegend war in Bewegung, alte und neue Gelübde dankbar abzutragen. In der Kapelle des heiligen Rochus wollte man seine Sünden bekennen und Vergebung erhalten. Auch sollte der gehinderte, unterbrochene, ja oft aufgehobene Wechselverkehr der beiden Rheinufer, der am besten durch diesen Heiligen unterhalten wurde, glänzend wiederhergestellt werden. Mancher wollte auch nur in der Masse der zu erwartenden Fremden längst vermißten Freunden wieder begegnen.

Eine Gesellschaft aus Wiesbaden, in welcher sich der Dichter Goethe als Kurgast befand, wollte dem Feste beiwohnen. Man hielt die letzte Rast im Gasthofe zur Krone zu Rüdesheim. Er war an einem alten Turme angebaut und ließ aus den vorderen Fenstern rheinabwärts, aus der Rückseite rheinaufwärts blicken. Doch suchten die Gäste bald ins Freie zu kommen. Ein vorspringender Steinbau war der Platz, wo man die Gegend am weitesten überschaute. Flußaufwärts sah man von hier aus die bewachsenen Auen in ihrer ganzen Schönheit; unterwärts am gegenseitigen Ufer Bingen, weiter hinabwärts den Mäuseturm im Flusse.

Von Bingen heraufwärts erstreckt sich nahe am Strome ein Hügel gegen das obere flache Land. An seinem östlichen Ende sieht man die dem heiligen Rochus gewidmete Kapelle.

Die Gesellschaft aus Wiesbaden besuchte an diesem Tage das weit sich erstreckende Rüdesheim hinabgehend das alte römische Kastell, welches sich durch seine treffliche Mauerung dort erhalten hat. Man

trat daselbst in einen brunnenartigen Hof. Der Raum ist eng, hohe schwarze Mauern steigen wohlgefügt in die Höhe, rauh anzusehen, denn die Steine sind äußerlich unbehauen, eine kunstlose Rustika. Die steilen Wände sind durch neuangelegte Treppen ersteiglich; in dem Gebäude selbst findet man einen eigenen Kontrast wohleingerichteter Zimmer und großer, wüster, von Wachfeuern und Rauch geschwärzter Gewölbe. Man windet sich stufenweise durch finstere Mauerspalten hindurch und findet zuletzt auf turmartigen Zinnen die herrlichste Aussicht. Nun wandeln wir in der Luft hin und wieder, indessen wir Gartenanlagen, in den alten Schutt gepflanzt, neben uns bewundern. Durch Brücken sind Türme, Mauerhöhen und Flächen zusammengehängt, heitere Gruppen von Blumen und Strauchwerk dazwischen; sie waren diesmal regenbedürftig wie die ganze Gegend.

Als die Gesellschaft am Abend in den Gasthof zurückkehrte, hörte sie ein fortwährendes Kanonieren von der Kapelle her. Dieser kriegerische Klang gab Veranlassung, später an der Wirtstafel dieses hohen Hügelpunktes ganz besonders als eines militärischen Postens zu gedenken. Indessen hatte sich im Gasthofe ein Fremder eingefunden und mit zu Tische gesetzt. Einige Anwesende ergingen sich um so unbefangener zum Lobe des Heiligen, als sie auch den Fremden für einen Wallfahrer hielten. Allein zu großer Verwunderung der Gesellschaft fand sich, daß er, obgleich Katholik, doch ein Widersacher des Heiligen sei. An einem 16. August, als am Festtage, da so viele den heiligen Rochus verehrten, brannte ihm das Haus ab. Ein anderes Jahr an demselben Tage wurde sein Sohn blessiert. Den dritten Fall wollte er nicht bekennen.

Ein kluger Gast versetzte darauf: bei einzelnen Fällen komme es hauptsächlich darauf an, daß man sich an den eigentlichen Heiligen wende, in dessen Fach die Angelegenheit gehöre. Der Feuersbrunst zu wehren, sei St. Florian beauftragt; den Wunden verschaffe St. Sebastian Heilung; was den dritten Punkt betreffe, so wisse man nicht, ob St. Hubertus vielleicht Hilfe geschafft hätte. Im übrigen sei den Gläubigen genugsamer Spielraum gegeben, da im ganzen vierzehn heilige Nothelfer aufgestellt worden wären. Man ging die Tugenden derselben durch und fand, daß es nicht Nothelfer genug geben könne.

Um dergleichen Betrachtungen loszuwerden, trat man hinaus unter den leuchtend gestirnten Himmel und verweilte so lange, daß der darauf folgende Schlaf als Null betrachtet werden konnte, da er die Gäste noch vor Sonnenaufgang verließ. Sie traten sogleich wieder heraus, um nach den grauen Rheinschluchten hinzuschauen. Ein frischer Wind, günstig den Herüber- wie Hinüberfahrenden, blies von dort her ins Angesicht.

Schon jetzt waren die Schiffer sämtlich rege und beschäftigt. Die Segel wurden bereitet. Man feuerte von oben, den Tag anzufangen, wie man ihn abends angekündigt hatte. Schon zeigten sich einzelne sogar gesellig verbundene Figuren als Schattenbilder am klaren Himmel um die Kapelle und auf dem Bergrücken, aber Strom und Ufer waren noch wenig belebt. Jedoch bald darauf waren die Abfahrenden schon in lebhafter Bewegung. Sie strömten massenweise an Bord, und ein überfülltes Schiff nach dem andern stieß vom Ufer. Drüben am Ufer her sah man Scharen ziehen, Wagen fahren. Schiffer aus den oberen Gegenden landeten daselbst, denn bergaufwärts wimmelte es bunt von Menschen, welche bemüht waren, auf mehr oder weniger jähen Fußpfaden bergan zu steigen. Fortwährendes Kanonieren deutete auf eine Folge wallfahrender Ortschaften.

Nun war es Zeit! Auch die Gesellschaft aus der Krone zu Rüdesheim befand sich mitten auf dem Flusse. Segel und Ruder von ihrem Schifflein wetteiferten mit Segel und Ruder von hundert anderen Schiffen. Dann stiegen die Fremden aus. Den steilsten, im Zickzack über Felsen springenden Stieg erklommen sie mit Hundert und aber Hunderten, langsam, öfters rastend und scherzend.

Oben um die Kapelle fand man Bewegung und Gedränge. Man gelangte selbst mit hinein. Der innere Raum bildete ein beinahe gleiches Viereck, jede Seite von etwa dreißig Fuß, das Chor im Grunde vielleicht zwanzig. Hier stand der Hauptaltar im wohlhäbigen katholischen Kirchengeschmacke. Er stieg hoch in die Höhe und die Kapelle hatte ein freies Ansehen. Zwei ähnliche Altäre in den nächsten Ecken des Hauptvierecks waren nicht beschädigt, — alles wie vorzeiten. Die Menge bewegte sich von der Hauptthür gegen den Hochaltar, wandte

sich dann links, wo sie einer im Glassarge liegenden Reliquie große Verehrung bezeigte. Sie betastete den Kasten, bestrich ihn, segnete sich und verweilte so lange sie konnte. Aber einer verdrängte den andern, und so ward auch die Gesellschaft aus Wiesbaden im Strome vorbei zur Seitenpforte hinausgeschoben.

Diese Gesellschaft wurde von einem in der Gegend sehr angesehenen nassauischen Beamten geführt. Zu ihm traten einige ältere Männer aus Bingen. Sie rühmten ihn als einen guten und hilfreichen Nachbar. Bei dieser Gelegenheit erfuhr die Gesellschaft, daß nach Aufhebung des Klosters Eilingen die inneren Kirchenerfordernisse, Altäre, Kanzel, Orgel, Bet- und Beichtstühle an die Gemeinde in Bingen zu völliger Einrichtung der Rochuskapelle um ein Billiges überlassen worden waren. Sämtliche Bürger von Bingen hatten gelobt, die Stücke persönlich herüber zu schaffen. Sie waren denn auch nach Eilingen gezogen und hatten alles sorgfältig abgenommen. Der einzelne hatte sich kleinerer, mehrere der größeren Teile bemächtigt. So hatten sie, Ameisen gleich, Säulen und Gesimse, Bilder und Verzierungen herab in das Wasser getragen. Dort waren sie, gleichfalls dem Gelübde gemäß, von Schiffern eingenommen, übergesetzt, am linken Ufer ausgeschifft und abermals auf frommen Schultern die mannigfaltigen Pfade hinaufgetragen worden. Da nun das alles zugleich geschah, so hatte man, von der Kapelle herabschauend, über Land und Fluß den wunderbarsten Zug sehen können, indem Geschnitztes und Gemaltes, Vergoldetes und Lackiertes in bunter Reihenfolge sich bewegte. Dabei genoß man des angenehmen Gefühls, daß jeder unter seiner Last und bei seiner Bemühung Segen und Erbauung für sein ganzes Leben hoffen durfte.

Der damalige Zustand des Gotteshauses war den Reisenden um so erbaulicher, als sie dabei an den besten Willen, wechselseitige Beihilfe, planmäßige Ausführung und glückliche Vollendung erinnert wurden. Denn daß alles mit Überlegung geschehen war, erhellte aus folgendem. Der Hauptaltar aus einer weit größeren Kirche sollte hier Platz finden. Die Verehrer des heiligen Rochus entschlossen sich, die Mauern um mehrere Fuß zu erhöhen, wodurch sie einen anständigen, ja reichlich

verzierten Raum gewannen. Der ältere Gläubige konnte nun auf dem linken Ufer an demselben Altar knieen, vor welchem er von Jugend an auf dem rechten gebetet hatte.

In jenem Kloster war auch die Verehrung der Gebeine des heiligen Ruprecht üblich gewesen. Diese Überreste des heiligen Ruprecht, die man sonst zu Eilingen gläubig berührt und als hilfreich gepriesen hatte, fand man nun hier wieder. Und so manchen belebte ein freudiges Gefühl, einem längst erprobten Gönner wieder in die Nähe zu treten. Hierbei bemerkte man wohl, daß es sich nicht geziemt hätte, diese Heiligtümer in den Kauf mit einzuschließen oder zu irgend einem Preis anzuschlagen. Sie kamen durch Schenkung als fromme Zugabe gleichfalls nach St. Rochus.

Bald wurden auch die Reisenden vom Gewühl ergriffen; tausend Gestalten stritten sich um ihre Aufmerksamkeit. Diese Volksmassen waren an Kleidung und Tracht nicht von einander verschieden, aber von der mannigfaltigsten Gesichtsbildung. Das Getümmel jedoch ließ keine Vergleichung aufkommen. Allgemeine Kennzeichen suchte man vergebens in der augenblicklichen Verworrenheit.

Eine Reihe von Buden, wie sie ein Kirchweihfest erfordert, stand unfern der Kapelle. Voran geordnet sah man Kerzen, gelbe, weiße, gemalte, dem verschiedenen Vermögen der Weihenden angemessen. Gebetbücher folgten, Offizien zu Ehren des Gefeierten. Rosenkränze aller Art fanden sich häufig. Sodann war aber auch für Wecken, Semmeln, Pfeffernüsse und mancherlei Buttergebackenes gesorgt. Durch Galanteriewaren und Spielsachen sollten Kinder verschiedenen Alters angelockt werden.

Die Prozessionen dauerten fort. Dörfer unterschieden sich von Dörfern. Die Kinder waren schön, die reifere Jugend nicht. Die alten Gesichter erschienen sehr ausgearbeitet; mancher Greis befand sich darunter. Sie zogen mit Angesang und Antwort. Fahnen flatterten, Standarten schwenkten, eine gewaltige (und mitunter ganz große) Kerze erhob sich in jedem Zug. Jede Gemeinde hatte ihre Mutter Gottes, von Kindern und Jungfrauen getragen, neu gekleidet, mit vielen rosenfarbenen, reichlichen, im Winde flatternden Schleifen gezieret. Anmutig

und einzig war ein Jesuskind, welches ein großes Kreuz hielt und das Marterinstrument freundlich anblickte. „Ach!“ rief ein zartfühlender Zuschauer, „ist nicht jedes Kind, das fröhlich in die Welt hineinsieht, in demselben Falle?“ Sie hatten es in neuen Goldstoff gekleidet, und es nahm sich als Jugendfürstchen gar hübsch und heiter aus.

Eine große Bewegung aber verkündete, nun komme die Hauptprozession von Bingen herauf. Man eilte den Hügelrücken ihr entgegen und staunte auf einmal über den schönen herrlich veränderten Landschaftsblick in eine ganz neue Scene. Hier die Stadt, an sich wohl gebaut und erhalten, Gärten und Baumgruppen um sie her, am Ende eines wichtigen Thales, wo die Nahe herauskommt! Und dort der Rhein, der Mäuseturm, der Ehrenfels! Im Hintergrunde die ernsten und grauen Felswände, in die sich der mächtige Fluß eindrängt und verbirgt!

Die Prozession kam herauf, gereiht und geordnet wie die übrigen: vorweg die kleinsten Knaben, Jünglinge und Männer hinterdrein. Dazu der heilige Rochus getragen, im schwarzsammetnen Pilgerkleide und einem langen Königsmantel von gleichem Stoff, unter welchem ein kleiner Hund, das Brot zwischen den Zähnen haltend, hervorschaute. Sogleich folgten mittlere Knaben in kurzen schwarzen Pilgerkutten, Muscheln auf Hut und Kragen, Stäbe in den Händen. Dann traten ernste Männer heran, weder für Bauern noch für Bürger zu halten. An ihren ausgearbeiteten Gesichtern erkannte man vielmehr die Schiffer: Menschen, die ein gefährliches Handwerk, wo jeder Augenblick sinnig beachtet werden muß, ihr ganzes Leben über sorgfältig betreiben.

Ein rotseidener Baldachin wankte herauf. Unter ihm verehrte man das Hochwürdigste, vom Bischof getragen, von würdigen Geistlichen umgeben, von österreichischen Kriegern begleitet, gefolgt von zeitigen Autoritäten. So ward vorgeschritten, um dies Fest zu feiern, welches 1814 eine politisch-religiöse Bedeutung hatte und für ein Symbol gelten sollte des wiedergewonnenen linken Rheinufers, sowie der Glaubensfreiheit an Zeichen und Wunder. Bei diesem wundersamen und heiteren neuen Ereignisse waren die Kinder sämtlich froh,

wohlgemut und behaglich. Die jungen Leute dagegen traten gleichgiltig einher. Geboren in böser Zeit wurden sie an nichts erinnert, und wer sich des Guten nicht erinnert, der hofft nicht. Die Alten aber waren alle gerührt wie von einem glücklichen, für sie unnütz zurückkehrenden Zeitalter.

An dem Hügel rückwärts entstand ein seltsames Rufen. Es waren nicht Töne des Haders, des Schreckens, der Wut, aber doch wild genug. Zwischen Gestein und Busch und Gestrüpp lief eine aufgeregte Menge hin und wieder. Halt! — Hier! — Da! — Dort! — Nun! — Hier! — Nun heran! — so schallte es mit allerlei Tönen. Hunderte beschäftigten sich mit hastigem Ungestüm durch Laufen und Springen, Jagen und Verfolgen. Erst in dem Augenblicke als der Bischof mit dem hochehrwürdigen Zuge die Höhe erreichte, ward das Rätsel gelöst. Ein flinker derber Bursche lief hervor, einen blutenden Dachs behaglich vorzuweisen. Das arme schuldlose Tier, durch die Bewegung der andringenden fremden Menge aufgeschreckt, abgeschnitten von seinem Bau, wurde am schonungsreichsten Feste von den immer unbarmherzigen Menschen im segensvollsten Augenblicke getötet.

Gleichgewicht und Ernst war jedoch alsobald wieder hergestellt und die Aufmerksamkeit auf eine neue, stattlich heranziehende Prozession gelenkt. Denn indem der Bischof nach der Kirche zu wallte, trat die Gemeinde von Lüdenheim heran.

Alles drängte sich nun gegen die Kapelle. Unsere Reisenden, durch die Menge seitwärts geschoben, verweilten im Freien, um an der Rückseite des Hügels die weite Aussicht zu genießen, die sich in das Thal eröffnet, in welchem die Nahe ungesehen heranschleicht. Hier beherrscht ein gesundes Auge die fruchtbare mannigfaltige Gegend bis zu dem Fuße des Donnersberges, dessen mächtiger Rücken den Hintergrund majestätisch abschließt.

An dieser für die Aussicht so günstigen Stelle standen Gezelte, Buden, Bänke und Schirme aller Art aufgereiht. Ein willkommener Geruch gebratenen Fettes drang den Fremden entgegen. Sie fanden eine thätige junge Wirtin, eines Metzgers Tochter, die damit umging, in einem weiten glühenden Aschenhaufen frische Würste zu braten.

Durch eigenes Handreichen und die unablässige Bemühung flinker Diener wußte sie der großen Masse zuströmender Gäste genug zu thun. Auch die Reisenden aus Wiesbaden, mit fetter dampfender Speise, mit frischem Brote reichlich versehen, bemühten sich, an einem geschirmten langen und schon besetzten Tische Platz zu finden.

Freundliche Leute rückten zusammen, und man erfreute sich einer angenehmen, ja liebenswürdigen Gesellschaft, die von dem Ufer der Nahe zu dem erneuerten Feste gekommen war. Muntere Kinder tranken Wein wie die Alten. Braune Krüglein mit dem weißen Namenszuge des Heiligen machten im Familienkreise die Runde. Auch unsere Reisenden hatten solche Krüglein angeschafft und setzten sie wohlgefüllt vor sich nieder. Als die Gesellschaft ihre geleerten Gefäße zu dem Schenken sandte, ließ dieser sie ersuchen, Geduld zu haben, bis die vierte Ohm angestochen sei. Die dritte war in der frühen Morgenstunde schon verzapft worden.

So konnte es denn nicht fehlen, daß ein Hauptgegenstand des Gespräches der Wein blieb. Da erhob sich sogleich ein Streit über den Vorzug der verschiedenen Gewächse. Hier war es erfreulich zu sehen, daß die Magnaten unter den Weinen keinen Rangstreit hatten. Hochheimer, Johannisberger, Rüdesheimer lassen einander gelten. Nur in Bezug auf die Weine geringeren Ranges herrscht Eifersucht und Neid. Hier ist denn besonders der sehr beliebte rote Aßmannshäuser vielen Anfechtungen unterworfen. Ein Weinbesitzer von Ober-Ingelheim behauptete, der ihrige gebe jenem nur wenig nach. Der Elfer, das heißt der Ober-Ingelheimer Wein von 1811, sei köstlich gewesen, davon sich kein Beweis mehr führen lasse, weil er schon ausgetrunken sei. Dies wurde von den Beisitzenden gar sehr gebilligt, weil man rote Weine gleich in den ersten Jahren genießen müsse.

Nun rühmte dagegen die Gesellschaft von der Nahe einen in ihrer Gegend wachsenden Wein, der Montzinger genannt. Er soll sich leicht und angenehm wegtrinken, aber doch, ehe man sich's versieht, zu Kopfe steigen.

An dem Tische, wo sich die Reisenden befanden, wurde über die Zahl der anwesenden Besucher und Wallfahrer gestritten. Nach einiger

Meinung sollten 10000, nach anderer mehr und dann noch mehr an jenem Tage auf dem Hügelrücken durcheinander wimmeln. Ein österreichischer Offizier mit militärischem Blicke bekannte sich zu dem höchsten Gebot. Noch mehrere Gespräche kreuzten sich.

Verschiedene Bauernregeln und sprichwörtliche Wetterprophezeiungen, welche im Jahre 1814 eingetroffen sein sollten, verzeichnete Goethe in sein Taschenbuch. Z. B.: Wenn die Grasmücke singt, ehe der Weinstock sproßt, so verkündet es ein gutes Jahr. — Viel Sonnenschein im August bringt guten Wein. — Die Fischer haben von der Hechtsleber dieses Merkmal, welches genau eintreffen soll: wenn dieselbe gegen das Gallenbläschen zu breit, der vordere Teil aber spitz und schmal ist, so bedeutet es einen harten und langen Winter. — Wenn in der Christnacht die Weine in den Fässern sich bewegen, daß sie übergehen, so hofft man auf ein gutes Weinjahr. — Wenn die Rohrdommel zeitig gehört wird, so hofft man auf eine gute Ernte. — Wenn die Eulen und andere Vögel ungewöhnlich die Wälder verlassen, und häufig den Dörfern und Städten zufliegen, so giebt es ein unfruchtbares Jahr. Kühler Mai giebt guten Wein und gutes Heu. — Reife Erdbeeren um Pfingsten bedeuten einen guten Wein. — Wenn es in der Walpurgisnacht regnet, so hofft man auf ein gutes Jahr. — Ist das Brustbein von einer gebratenen Martinsgans braun, so bedeutet es Kälte; ist es weiß, Schnee.

Ein Bergbewohner, welcher diese vielen auf reiche Fruchtbarkeit hinzielenden Sprüche, wo nicht mit Neid, doch mit Ernst vernommen, wurde gefragt, ob auch bei ihnen dergleichen gang und gäbe wäre. Er versetzte darauf: mit so viel Abwechselung könne er nicht dienen, Rätselrede und Sagen sei bei ihnen nur einfach und heiße:

Morgens rund,
Mittags gestampft,
Abends in Scheiben;
Dabei soll's bleiben,
Es ist gesund.

Es sollen sich diese Reime auf die allzuhäufige Kartoffelnahrung beziehen.

Nun stand manche Gesellschaft gleichgiltig auf und verließ den fast unübersehbaren Tisch. Andere grüßten und wurden gegrüßt. So verlor sich die Menge nach und nach. Nur die sich besonders lieb gewonnen hatten, zauderten. Man verließ sich ungern, ja, man kehrte einigemal gegen einander zurück, das angenehme Weh eines solchen Abschiedes zu genießen, und versprach sich endlich zu einiger Beruhigung ein unmögliches Wiedersehen.

Außer den Zelten und Buden empfand man damals dort in der hohen Sonne sogleich den Mangel an Schatten, welchen jedoch bereits eine große neue Anpflanzung junger Nußbäume auf dem Hügelrücken dem heutzutage lebenden Geschlechte reichlich zusagte.

Diejenigen, welche der Predigt zuhörten, schauten zu dem reinen Gewölbe des Himmels hinauf. Das klarste Blau war von leicht hinschwebenden Wolken belebt. Alle standen auf hoher Stelle. Die Aussicht rheinaufwärts war licht, deutlich und frei. Den Prediger hatte die zahlreiche Gemeinde zur Linken über sich. Er sah sie vor sich rheinabwärts. Der Raum für die Zuhörer war eine große unvollendete Terrasse, ungleich und hinterwärts abhängig. Der Redner überschaute von oben eine wundersame stillschwankende Woge von Menschen. Der Platz, wo der Bischof der Predigt zuhörte, war nur durch den hervorragenden Baldachin bezeichnet, er selbst in der Menge verborgen und verschlungen.

Erfreulich war es, nebenan in einem kleinen Höfchen sämtliche herangetragene Bilder auf Gerüsten erhöht zu sehen. Drei Muttergottesbilder von verschiedener Größe standen neu und frisch im Sonnenschein. Die langen rosenfarbenen Schleifenbänder flatterten munter und lustig im lebhaften Zugwinde. Das Christuskind im Goldstoffe blieb immer freundlich. Der heilige Rochus schaute seinem eigenen Feste ruhig zu. Er war jetzt mehr als einmal vorhanden, doch stand die Gestalt im schwarzen Sammetkleide wie billig voran.

Der Dichter Goethe zog im Jahre 1814 mit der ruhigen und ernsten Binger Prozession nach Bingen hinab. In dem herrlich gelegenen Bingen angelangt, fand er jedoch daselbst keine Ruhe. Er wünschte vielmehr, wie er sagt, nach so viel wunderbaren, göttlichen

und menschlichen Ereignissen sich geschwind in das derbe Naturbad zu stürzen. Ein Kahn führte ihn „die Strömung flußabwärts". Über den Rest des alten Felsendammes, den Zeit und Kunst besiegten, glitt er hinab. Der märchenhafte Turm, auf unverwüstlichen Quarzsteinen gebaut, blieb ihm zur Linken, die Ebernburg rechts. Bald aber kehrte er für diesmal zurück, das Auge voll von jenen graulichen, abschließenden Gebirgsschluchten, durch welche sich der Rhein seit ewigen Zeiten hindurcharbeitet.